

Er ging durch die Hildebrandtsche Privatstraße, die im Dunkel lag. Wieder mußte er daran denken, daß es Donnerstag war, der Tag von Abercrons seltsamen Empfängen. Niemand würde heute dort sein. Vielleicht war Dorette verhaftet!

Wie spät war es eigentlich schon? Wieder hatte er Furcht, nach der Uhr zu sehen. Die Zeitlosigkeit gab diesem Abend etwas Schwebendes, das ihm wohltat. Es war schön, nicht zu wissen, ob es zweiundzwanzig oder ein Uhr war. Ihm fiel ein, daß er Dorette warnen mußte, wenn sie nicht schon verhaftet war. Aber deswegen kam er nicht in diese Straße. Er wollte nichts mehr. Die Geschichte mit Dorette war zu Ende. Vielleicht würde er sie warnen, vielleicht wollte er sich vor diesem Haus an der Vorstellung weiden, daß jeden Augenblick die Kriminalbeamten kommen mußten. Er wußte nicht. Er suchte einfach die Stätten seines alten Lebens auf, das ihn nun nichts mehr anging. Er hätte auch in die „Vitrine“ gehen können. Vielleicht ging er nachher wirklich noch dorthin.

Hinter den dicken Pfeilern des Vorgartens lag das Haus, groß und dunkel. Nur über die obere Kante schäumte wie weißer Dampf der Lichtschein der Stadt. Er wollte daran vorübergehen. Aber hinter dem Gitter stand wartend der Diener und fragte, als er erschrocken stehenblieb: „Zu wem, bitte?“ Gleichzeitig hörte er Tanzmusik, die mit einer samteneu Süßigkeit aus dem Dunkel quoll.

„Ich glaube, Herr Schwarzer wollte heute abend hier sein“, sagte er aufs Geratewohl, ähnlich wie damals, als er Dorettes Namen genannt hatte.

„Bitte!“ sagte der Diener und öffnete das Tor, ging vor ihm bis zu der Haustür und schloß auf. Dorettes Worte klangen ihm im Innern: „Es war die letzte Gesellschaft heute in diesem Stil. Ich bin mit Abercron verlobt!“ Vor drei Wochen war das gewesen. Dorette hatte sich getäuscht. Als die schwere Tür aufging, schlug ihm der Lärm des Festes entgegen,

das summende Brausen der Stimmen, aus denen Gelächter hervorstach, das dumpfe Rumoren tanzender Füße. Die Garderobe war mit Mänteln und Hüten überhängt. Ein Mädchen in weißer Haube nahm ihm die Sachen ab. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Drei Herren und zwei Damen mit bunten Kostümkappen auf dem Kopf stürzten unter Lachen heraus und stürmten gegen die Treppe. Er prallte fast mit Dr. Will zusammen, der wie damals bei Horcher die große weiße Geranie im Knopfloch trug.

„Heda! Ah, der Stallmeister!“ rief der hübsche Junge und blieb vor Steegen stehen. „Wie kommen Sie so spät her?“

„Leider habe ich keinen Frack an. Ich wollte nur im Vorbeigehen Herrn Ubercron sprechen.“

„Wird Ihnen wenig nützen“, sagte Dr. Will und lachte. „Im Vertrauen gesagt: Ubercron ist erledigt, völlig pleite, totaler Zusammenbruch. Hier ist heute Kehraus. Nehmen Sie wenigstens dies!“ Er stülpte ihm die Kappe aus Seidenpapier auf und lief den andern nach, die die Treppe hinaufgehasstet waren. Man hörte sie oben durch die Gänge jagen.

Steegen trat in die Bibliothek ein. Dick und parfümiert schwoh ihm die Luft und die Musik entgegen. Niemand drehte sich nach ihm um. Die Polsterbänke rings an den Wänden waren mit Menschen besetzt, die zum Teil bunte Kostüme trugen. Auf den Büchergesimsen standen Sektgläser. In der Mitte des Zimmers drängten sich die tanzenden Paare. Zwei Mädchen und ein Diener gossen unaufhörlich ein. Alle diese Menschen waren der Wirklichkeit entrückt. Sie achteten nicht mehr aufeinander, hielten sich in erotischen Stellungen umschlungen, preßten Lippen gegen Schultern, Brüste und Haar,

schoben die tanzenden Schritte ineinander. Papierschlängen hingen wie Fegen von den Köpfen, Kleidern und Beleuchtungskörpern nieder, der Boden war mit Konfetti bedeckt.

Susannchen Strauch tippte Steegen auf die Schulter. Sie kam mit einem großen blonden Herrn angesteppt. Plötzlich ließ sie diesen stehen und hängte sich in Steegens Arm. Um den Hals trug sie den fünfreihigen Perlenschmuck. „Komm her, Liebling, die andern sind zu fad!“ rief sie und küßte ihn auf den Mund.

„Wo ist Ubercron? Wo ist Frau Ubercron?“ fragte er.

„Jrgendwo! Ich weiß nicht. Sie müssen dort drüben sitzen. Was willst du von denen? Ubercron ist pleite. Aber sei still, es soll's niemand wissen!“

„Alle wissen es!“ rief lächelnd eine Dame im Vorübergehen.

„Du hast ja den Schmuck?“ fragte Steegen.

„Ja, den hab' ich. Er ist übrigens unecht. Das wußten wir schon längst alle. Ach geh, du bist auch fad!“ Sie stieß ihn mit beiden Händen zurück und drängte sich mit hochgehobenen Armen durch das Gewühl.

Ubercron pleite! Er sah sich um. Das mußte alles so sein. Das war der große Rehraus, diesmal auch für Dorette. Stüwe hatte gestanden, und Ubercron war pleite! Er drängte sich zwischen den Tanzenden in das nächste Zimmer. Zwei Paare hatten sich auf dem Schreibtisch niedergelassen. Papiere, Mappen, Instrumente waren in der Mitte zu einem Haufen zusammengekehrt. Die eine Dame hatte die Beine gekreuzt und hockte auf ihnen. Die Spitzen ihrer Schuhe drückten sich in das weiche Leder einer Schreibmappe ein. Auf einmal erkannte er sie. Es war Blümchen. Unscheinbar und zerzaust sah

sie in dem bescheidenen grünen Crêpe-de-Chine-Kleidchen aus. Eine kleine Kunstgewerblerin vielleicht. Selbst das aschblonde Haar hatte die leuchtende Kraft verloren. Neben ihr saß ein kleiner dunkler Herr mit einem scharfen Römerprofil. Auch an ihn erinnerte Steegen sich. Mit diesem Menschen hatte Dorette damals zusammengessen, als er zum erstenmal dieses Zimmer betrat und ihr gegenüberstand. Diesmal konnte Abercron nicht mehr telefonieren. Der Tischapparat war achtlos beiseitegeschoben. Wenn er sich heute seinem Schreibtisch genähert hätte, würde man ihn fortgeschleucht haben. Abercron war nicht mehr Herr dieser Räume. Das Chaos schlug über ihm zusammen.

Steegens Blicke suchten ihn. Vielleicht saß er in einer der Gruppen, die sich in den Ecken auf zusammengeholtten Sesseln, Stühlen und Tischen geballt hatten. Einige lagen oder hockten auch auf dem Teppich. Die Gruppen reichten fast bis in die Mitte des Zimmers und machten den Eindruck von Haufen eines lagernden Kriegsvolks. Plötzlich sah er Abercron, wie er sich durch die Reihen hindurchschob, über ausgestreckte Füße stieg, sich an Knien vorbeidrückte. Er hielt die Champagnerflasche in der Hand und goß rechts und links ein. „Trinkt, Kinder!“ sagte er. Es sollte lustig klingen, aber die Worte quetschten sich schwer aus seinem Halse hervor. Niemand achtete auf ihn. Er machte den Eindruck eines aufdringlichen Kellners.

„Herr Abercron!“ rief Steegen und versuchte zu ihm vorzudringen. Plötzlich bemerkte er Dorette. Sie saß abseits von den andern in einer Fensternische. Er wunderte sich, daß er sie nicht gleich bemerkt hatte, so auffallend war ihre Haltung

in dem Durcheinander dieser Gesellschaft. Oder vielleicht war es gerade deshalb, daß man sie nicht bemerkte. In einem einfachen Abendkleid aus fliederfarbener Seide, ohne jeden Schmuck, saß sie in ihren Sessel gelehnt, kühl und ein wenig bleich. Die schweigende Hitze des Raums schien ihr nichts anzuhaben zu können. Ihre Augen sahen fast gelangweilt vor sich nieder. Die Zähne schimmerten weiß unter der ein wenig zu kurzen Oberlippe hervor. So saß sie da und hörte mit einem abwesenden Lächeln Herrn Schwarzer zu, der auf sie einsprach. Der breite Kopf mit dem braunen Scheitel beugte sich über ihre Schulter, die sie kaum merklich zurückbog, um einer zu nahen Berührung zu entgehen. Herr Schwarzer redete mit leiser heißer Stimme und heftigen Handbewegungen.

Steegen bebte zurück. Wo war das schon einmal so gewesen? Woher kannte er dieses Lächeln, das Einverständnis und ängstliche Abwehr zugleich sein konnte? Diese Haltung, die auszuweichen schien und doch nur zu stärkerem Angriff reizte. Er sah sich selbst neben Dorette unter den niederhängenden Zweigen des uralten Ahornbaumes sitzen und auf sie einzusprechen. Er sah sich neben ihr reiten und sich zu ihr hinüberbeugen. Genau so war es gewesen!

„Dorette!“ wollte er rufen und zu ihr hinstürzen. Sie bemerkte ihn und hob die Hand, um ihm zuzuwinken. Gestern war er ihr Trauzeuge gewesen. Heute trafen sie sich auf einer Gesellschaft wieder. Nichts war inzwischen geschehen. Es war die harmloseste Situation von der Welt. Sie schlug die Augen auf und winkte ihm zu wie einem alten Freund. Sie erwartete nicht einmal, daß er zu ihr trat. Was konnte zwischen ihnen zu besprechen sein. Wußte sie denn nicht, was geschehen

war? Hatte sie keine Ahnung von dem, was alle sich zuflüsterten? Abercron ist pleite! Sah sie nicht das höllische Fest ringsum? Aber sie hatte sich schon wieder zu ihrem Nachbarn zurückgewendet, als sagte sie: „Verzeihen Sie die Unterbrechung! Sie erzählten gerade so amüsant!“

Er stuzte und sah sich scheu um. Niemand bekümmerte sich um den andern. Gerade setzte im Nebenzimmer die Musik mit einem Tango ein. Paare schoben sich nach vorn, um zu tanzen. Alles drängte sich in dem schmalen Gang zwischen den Sitzen. Im Vorüberzwängen tauschte man Küsse und Umarmungen aus. Susannchen mit dem Perlenschmuck tauchte unter den hochgehobenen Armen auf und suchte nach Abercron. „Abercron! Abercron! Wo bleibst du? Du gehörst mir doch heute!“ Sie strebte mit ausgebreiteten Armen an Steegen vorbei. Der drehte sich um und sah, daß Abercron gerade hinter ihm stand.

„Steegen!“ rief der Industrielle entsetzt. „Wo kommen Sie her? Gehen Sie in das rote Zimmer hinter dem Speisesaal!“

„Ach, laßt die Faxen heut!“ rief Susannchen und schob den dicken Riesen fort.

In das rote Zimmer hinter dem Speisesaal, wiederholte Steegen mechanisch. Er wurde von den übrigen mit fortgedrängt und hatte Mühe, sich zurückzuwinden. Noch immer saß Dorette in ihrem Sessel und hörte lächelnd zu, wie Herr Schwarzer auf sie einsprach. „Einen Augenblick, gnädige Frau!“ Sie sah ihn verwundert an.

„Professor Stüwe ist verhaftet. Sie müssen fliehen!“

„Wieso?“ fragte sie. Ihre Miene veränderte sich nicht im geringsten.

„Stüwe hat gestanden!“ Es war, als ob er ihr selber die Anklage des Mordes ins Gesicht schleuderte.

„Ich verstehe nicht.“

„Es ist heraus. Stüwe hat Blankenhorn erschossen. Sie müssen jeden Augenblick wegen Beihilfe verhaftet werden.“ Trotz seiner Erregung sprach er ganz leise. Herr Schwarzer hatte sich einige Schritte zurückgezogen und spielte mit den Schnüren des Fenstervorhangs.

„Das ist nicht wahr! Stüwe hat Blankenhorn nicht erschossen!“ Sie sagte das mit eisiger Ruhe.

„Wer hat es denn getan? Dorette, antworte mir! Wer hat es getan?“

„Du selbst hast Blankenhorn erschossen!“

„Dorette, ich schwöre dir bei allem, daß ich es nicht war!“

Sie zuckte die Achseln. „Ich habe Mitleid mit dir gehabt“, sagte sie leise. „Ich habe dich damals nicht verraten wollen, weil ich dich gern hatte. Aber wenn ein Unschuldiger deinetwegen verurteilt wird, werde ich aussagen. Verlasse dich darauf!“

„Dorette!“ rief er erstaunt aus. „Um Gottes willen, Dorette!“ Aber sie hatte sich bereits abgewendet. Er stand allein auf einem verlassenem Raum von einigen Quadratmetern, aber es war, als wenn er sich in einer Wüste befand, so fern war alles. Er machte einige Schritte. Das rote Zimmer hinter dem Speisesaal, wiederholte er. Er ging wie im Traum. Die breite Doppeltür stand offen. In dem Speisesaal war kein Mensch zu sehen. Die Stühle neben den langen Tafeln standen durcheinander. Dort hatte er damals gegessen, und auf jenem Stuhl Dorette. Und ihre Blicke hatten sich gekreuzt. Und dort, an dem Schreibtisch hinter den Akten, war der Kopf Abercrons

aufgetaucht. Und sie hatten beide auf ihn gesehen, und ganz, ganz tief in ihren Gedanken, in einer Schicht, die vielleicht weit unter allem Bewußtsein lag, hatten sie beide auf Abercron's Stirn das kleine rote Wundmal Blankenhorns gesehen. Und sie hatten, ohne sich anzublicken, jeder sein Glas erhoben und sich zugetrunken. So war es doch gewesen!

Er durchquerte mit taumelnden Schritten den weiten Raum. An der entgegengesetzten Seite stand eine kleine Tapetentür offen. Dort mußte das rote Zimmer sein, in das Abercron ihn geschickt hatte. Er ging hinein. Das Zimmer war klein und schmal. Wenige Möbel standen darin. Auf einem Tisch war ein kaltes Büfett aufgebaut, daneben stand ein Duzend Flaschen mit altem Bordeaux, von denen bereits vier geleert waren. Offenbar hatte sich Abercron hier eine kleine Privatburg errichtet.

Plötzlich fühlte Steegen, daß der Hunger in seinem Gedärm rumorte. Er hatte seit dem Frühstück in der Försterei nichts mehr zu sich genommen. Er riß ein Kotelett in Aspik von einer Schüssel, schlang es in sich hinein und warf den Knochen in weitem Schwung in den Papierkorb. Stallmeistersitten! dachte er mit einem bitteren Lächeln. Er ließ ein zweites und ein drittes folgen und fühlte auf einmal eine fast behagliche Laune in sich aufkommen, ein Übergewicht über Abercron, der jeden Augenblick hier erscheinen mußte.

„Lassen Sie es sich schmecken, Bester!“ hörte er Abercron's Stimme. „Und trinken Sie vor allem von diesem fabelhaften Gewächs. Wie Sie sehen, habe ich heute darin schon allerhand geleistet. Sekt ist für die Weiber und ihre Knechte. Die Aufgabe des Weins ist, rot zu sein.“

Er schenkte zwei Gläser voll. Sie saßen sich gegenüber. „Tolles Gewächs, was? Es geht doch noch über den Pouillac, den wir bei Horcher nachsetzten, was? Wie lange ist das her? Zwei Tage! Komische Zeitrechnung!“ Die Stimme hatte das dumpfe Grollen verloren, das einer ganzen Gesellschaft Furcht einflößen konnte. Der Mann vor ihm war erledigt. Es war auf einmal etwas Subalternes an ihm, das sich mit Lebermannsgesten spreizte.

„Sie sind 26. Husar gewesen, nicht?“ fing Abercron wieder in seiner Weise an. „Verzeihen Sie, ich hatte Sie zuerst so für einen Stallmeister gehalten. Und Sie heißen sogar anders, nicht? Sie sind adlig, glaub' ich? Das freut mich. Komisch, daß mich das freut. Aber man steht anders zueinander, was?“

„Herr!“, Steegen unterbrach Abercron ernst, „ich bin eigentlich hierhergekommen, um Sie zu warnen.“

„Mich zu warnen?“ lachte der Industrielle. „Das ist köstlich. Wovor wollen Sie mich warnen? Aber schießen Sie los!“

„Reiten Sie niemals den Braunen! Und wenn Sie ihn reiten, springen Sie niemals mit ihm! Niemals! Hören Sie!“

Abercron lachte aus vollem Halse. Steegen fürchtete, daß die Leute herbeigestürzt kommen würden. Aber die Geräusche des Belages waren zu laut. Plötzlich brach Abercron ab. „Es ist gut“, sagte er. „Sie warnen mich. Haben Sie gesehen, was mir Dorette ist? Ich habe sie gezwungen, heute in meinen Schweinestall zu kommen. Ich habe eigenhändig Susannchen den Perlenschmuck umgehängt, und Dorette gezwungen, sie an der Tafel mit einem Ruß als Freundin des Hauses zu begrüßen. Das habe ich getan! Und Sie wollen mich warnen?“

Sie denken, ich weiß nicht, daß mein Freund Schwarzer den Braunen dressiert, mich abzuwerfen? Sie denken, ich weiß nicht, daß Sie in den Bund wegen alter Verdienste um meinen Vorgänger Blankenhorn aufgenommen werden sollten? Besinnen Sie sich, daß ich Ihnen bei Horcher einen Vortrag hielt? Ich habe Ihnen damals gesagt, daß ich es im Augenblick merken werde, wenn Dorette es nicht ehrlich mit mir meint. Eine halbe Stunde nach der Hochzeit habe ich es gemerkt.“ Plötzlich bog sich seine Stimme um. Es war ein unterdrücktes Vorstürzen von Tränen, ein Übergurgeln von Empfindungen. „Habe ich es gemerkt“, fuhr er fort, „daß mich Dorette nicht liebte, niemals geliebt hat! Es war alles Lüge gewesen!“ Die Stimme wollte es herauschreien, aber sie trug den Ton nicht und erstickte unter den inneren Erschütterungen.

„Ich habe keine Beweise“, fuhr er nach einer Weile fort, „nicht den Schatten eines Beweises. Zwei falsche Wechsel wurden meiner Bank präsentiert. Einer auf vierzigtausend, einer auf siebenzigtausend. Ich habe sie diskontieren lassen. Meine Unterschrift war haargenau nachgemacht. Es war meine Schrift, wie ich meine beiden Briefe an Dorette unterschrieben habe. Was sagen Sie nun? Briefe, mit denen ich mein Herz in ihre Hände gab! Sie dienten dazu, falsche Wechsel auf meinen Namen in die Welt zu setzen!“ Er stierte mit abwesendem Ausdruck vor sich hin. „Die beiden Briefe!“ gurgelte er.

Plötzlich hob er den Kopf und lachte von neuem. „Und Sie wollen mich warnen!“

„Herr Ubercron“, unterbrach Steegen. „Sie sind ein ruiniertes Mann, wie ich gehört habe.“

„Ja, ich bin ruiniert!“

„Infolge dieser Wechsel?“

Übercron verfiel wieder in sein bröhnendes Lachen. „Infolge dieser Wechselchen? Nein, mein Lieber! Börse, falsche Spekulationen, zu hohe Engagements! Das ging um Millionen! Mir machte das alles keinen Spaß mehr. Verstehen Sie? Ich will nicht mehr!“

„Herr Übercron, die Geschichte von den beiden Wechseln ist gelogen!“

„Nein, sie ist nicht gelogen. Ich glaube, daß Schwarzer die Unterschriften gefälscht hat, um das Geld Dorette zu geben. Er wollte für Dorette noch etwas wenigstens herausholen. Es ist ihm gelungen. Einhundertzehntausend Mark. Wieviel er davon Dorette gibt, weiß ich nicht. Ich habe jedenfalls im letzten Augenblick die Wechsel diskontieren lassen. Drei Stunden später war es vorbei.“

Sie saßen sich gegenüber, und wie auf Verabredung hoben sie gleichzeitig die Gläser und schlürftcn vor Erschöpfung diesen edlen Wein ein. Übercron sank von neuem zurück und hielt die Hände vor sein Gesicht. „Glauben Sie, daß es mit Blankenhorn anders war?“ fragte er nach einer Weile. „Ich wußte alles. Gestern waren wir in Swantemühl.“ Plötzlich winkte er mit der Hand. „Gehen Sie, Herr von Steegen, oder wie Sie heißen! Gehen Sie fort!“

Steegen erhob sich, machte eine stumme Verbeugung und ging langsam aus dem Zimmer. Von dem leeren Speisesaal konnte man geradeaus in die Diele gelangen. Als er die Tür in der Hand hielt, warf er einen Blick in das Herrenzimmer zurück. Dort saß noch immer in der Fensterische

Dorette neben Herrn Schwarzer. Er bemerkte, daß sie auf sein Zurückkommen gewartet hatte. Als sie ihn sah, erhob sie sich und kam ihm nach. Nach zwei Schritten hatte sie ihn draußen eingeholt.

„Du gehst?“ fragte sie.

„Was nun, Dorette?“ fragte er zurück.

Sie nahm ihm die bunte Kappe vom Kopf, die er vergessen hatte. Es war wie eine leichte Liebkosung. „Was nun? Du weißt jetzt alles!“

„Ja!“

„Du weißt, daß Uebercron ein Betrüger ist?“

Er lachte bitter auf.

„Ich werde trotzdem bei ihm bleiben. Genau, wie ich bei Blankenhorn geblieben bin!“

Einen Augenblick war er bereit, ihr alles zu glauben. Sollte es möglich sein, daß Uebercron in dieser Stunde log? Er dachte an die gefälschten Unterschriften. „Du wirst auch in diesem Falle nicht lange Gelegenheit dazu haben!“ sagte er kalt und wandte sich ab.

„Kopf!“ rief sie ihm nach. Er aber ließ sich bereits von dem Mädchen seine Sachen herausgeben. Sie ging langsam in das Zimmer zurück. Er wollte ihr nachgehen, unterließ es aber und trat auf die Straße hinaus.

Noch immer zuckte der Lichtschein der Weltstadt über dem Rand des Hauses. Noch immer quoll die Musik des Festes süß und samten aus den dunklen Steinen. An dem Gittertor stand der Diener. Er gab ihm Geld und mußte merkwürdigerweise daran denken, daß Dorette ihm die geborgte Summe nicht zurückerstattet hatte. Er scheuchte die lästigen Gedanken fort, aber ihm fehlten nun einige zwanzig Mark für die Fahrkarte nach Ostpreußen. Wenn er an Engelste depeschierte, hatte er morgen vormittag das Geld. Am Sonnabend früh konnte er dann in Königsberg eintreffen.

In der Nähe mußte ein Telegrafenturm sein. Er besann sich, dort einmal vor Jahren eine Depesche aufgegeben zu haben. Er ging durch die nächtlich stillen Straßen. Wieder war es wie ein Stapfen durch zeitlose Ewigkeit. Von der Potsdamer Straße her kam der Lärm des Verkehrs. Als er um die Ecke bog, sah er fern über die Brücke die hohen Rücken der aufgestockten Autobusse vorübergleiten. Die Tramwagen klingelten, die Bremse eines Autos schrie auf. Noch immer hatte er Scheu davor, nach der Uhr zu sehen. Ihm war, als ob eine genaue Zeitangabe ihn aus dem dämmerhaften Zustand herausreißen konnte. Er gab an einem Schalter ein Telegramm auf. „Schicke Geld! Samstag früh Königsberg!“ Was nun?

In einem Hinterhaus der Kantstraße lag ein kleines dunkles Zimmer. Eine kleine Bronzefigur stand auf dem Tisch. Zwei Jahre hatte er dort gehaust und auf Dorette gewartet. Auf einmal ergriff ihn die Angst vor diesem Raum. Er sah die Tapete mit der ewig wiederkehrenden Blume vor sich.

Das Dach des Vorderhauses, das quer durch sein Fenster schnitt. Nur nicht dorthin jetzt! Einige Autotaxen standen an der Ecke. „Vitrine!“ sagte er und gab die Adresse an. Zehn Minuten später hielt er in der Seitenstraße des Kurfürstendammviertels. Die roten Buchstaben leuchteten dunkel aus dem Glas der verhängten Scheibe. Er drückte die Klinke hinunter. Eigentlich war es dumm, hier einzutreten. Aber was sollte er anfangen? In einer Ecke sitzen und Liköre trinken, bis dieses Bewußtsein verschwand, das ihm den Kopf durchstach! „Weil ich dich gern hatte!“ hatte Dorette zu ihm gesagt. Daran konnte man denken, eine, zwei Stunden lang. Bis der Häßelhaken der alten Frau Feierabend gebot.

Er trat ein. Es war dasselbe Bild wie immer. Er legte Mantel und Hut ab. In der Ecke war ein Tisch frei. Er ging darauf zu. Plötzlich blieb er stehen. Vor ihm, drei Schritte von ihm entfernt, saß mit dem zerklüfteten Gesicht und den ausgebrannten Augen der Bildhauer, Professor Hans Stüwe, und sah ihn an. Dorettes schauerhaftes Lieblingsgetränk stand auf dem Tisch, die Sektflasche und die Kanne Bier.

„Mann des Abendfriedens!“ redete Stüwe ihn an und winkte dem Kellner nach einem zweiten Glas. „Sie kommen zur rechten Stunde. Nehmen Sie Platz!“

Willenlos ließ Steegen sich auf dem zurechtgeschobenen Stuhl nieder. „Ich dachte . . .“ sagte er und wußte nicht, wie er weitersprechen sollte. Da saß Stüwe, der wegen Mordes verhaftet war und gestanden hatte.

„Man hat schon nach Ihnen gesucht, Mann des Abendfriedens. Wissen Sie, daß Sie verhaftet werden sollen? Vor einer Viertelstunde waren drei Kriminalbeamte hier und

fahndeten nach Ihnen. Dies ist also im Augenblick für Sie der sicherste Platz in ganz Berlin, sämtliche Bahnhöfe mit eingerechnet!" Er schenkte ihm ein. „Trinken Sie! Erlaben Sie sich!"

„Ich verstehe nicht!" sagte Steeven. „Sie selbst waren verhaftet. Man erzählte mir, daß Sie eingestanden hätten, Blankenhorn mit seinem Jagdgewehr erschossen zu haben."

„Ja, eingestanden schon. Aber ich kam nicht weit." Er lachte auf. „Mir fehlten die Details, wissen Sie. Ich gab eine romantische Schilderung, wie ich mich in das Haus geschlichen hatte, dann in Blankenhorns Zimmer trat, den Drilling aus dem Gewehrschrank riß, den Unhold piffpaff niederknallte und aus dem Haus stürzte, um mich im Park zu verbergen."

„Sie — Sie haben Blankenhorn nicht erschossen?"

„In Gedanken tausendmal, Verehrtester. Schon um Dorette aus diesem Käfig zu befreien. Nur das eine Mal, in Wirklichkeit, habe ich es versäumt. So etwas ist nämlich gar nicht so leicht auszuführen. Dazu bedarf es größerer Talente, des Ihrigen zum Beispiel. Man nahm mich in Kreuzverhör. Zunächst war dieser Drilling gar nicht im Gewehrschrank gewesen. Dann konnte ich nicht durch die Haustür entwischt sein, weil man sie nachher von innen verschlossen fand. Es mußte nichts, daß ich dann schnell durch das Fenster entweichen wollte. Auch die Fensterläden waren von innen verschlossen. Nun sollte ich sogar angeben, wo ich bei dem Schuß gestanden hatte. Es war eine ganz falsche Stelle, um Blankenhorn in die Stirn zu treffen. Mir fehlten eben die Details. Der Mann hat keine Ahnung, sagte der Untersuchungsrichter, und der Rechtsanwalt van Holten stimmte ihm bei. Und so wurde ich

aus dem Tempel der Gerechtigkeit als unnützer Querulant vertrieben.“

„Und weshalb haben Sie . . .“

„Ah, mein Lieber, Sie sehen mich hier schon wieder einigermaßen durch den nötigen Alkohol ins Gleichgewicht gebracht. Aber ich war ganz aus dem Gleichgewicht gekommen. Dorette hatte geheiratet, was wider Erwarten einige Tobsucht bei mir auslöste. Ganz unmotiviert freilich, denn was haben Hochzeiten mit Dorette zu tun!“

„Bitte, Herr Professor, erzählen Sie! Und in vernünftiger Reihenfolge!“

„Tue ich ja, mein Bester! Kurzum ich saß hier und klagte das Schicksal an. Ich hatte ein wenig zu früh mit meinem Tagespensum begonnen. Mein Tagespensum ist: hier sitzen und an Dorette denken, wissen Sie. Auf einmal kamen drei Herren herein und baten mich, sie zu begleiten. Das war ein Sprungbrett, das mir das Schicksal unter die Beine schob. Ich sollte Blankenhorn erschossen haben. Ich sollte ein Liebesverhältnis mit Dorette gehabt haben. Ja, mein Verehrtester, würden Sie ein solches Unsinnen etwa abweisen? Ein Liebesverhältnis mit Dorette! Ich konnte einem geduldigen Richter zwei Stunden lang erzählen, was alles sich mit Dorette und mir zugetragen hatte. Das war doch fast schon, als wenn es wirklich gewesen wäre. Verstehen Sie, was das heißt? Zwei Stunden lang erzählen dürfen, wie man Dorette in der Fliederlaube umgarnte und ihr die ersten Küsse gab. Dann einsame Spaziergänge, Stelldichens im Wald, und dann die Nächte im Park. Eine Klimax von verstohlenen Zärtlichkeiten bis zur traumelnden Seligkeit!“

„Und deshalb haben Sie gestanden, Blankenhorn erschossen zu haben?“

„Ja, mein Vester, deshalb! Es war eine kleine Korrektur des Daseins. Eine wenn auch geringe Möglichkeit, das nachträglich erlebt zu haben, was man für sein Leben gern erlebt hätte. Verstehen Sie das nicht? Für mein Leben gern! Das war der Einsatz: mein Leben! Wenn ich mein Leben hinwarf, dann war das alles Wahrheit gewesen. Dann war ich Dorettes Liebhaber. Dorette selbst konnte nicht glaubhaft widersprechen. Es war eine simple Manier für sie, aus der Patsche zu kommen. Sie brauchte nichts mit der Ermordung ihres seligen Gatten zu tun haben. Ich hatte es getan, ohne ihre Beihilfe, ohne ihr ein Sterbenswörtchen zu sagen. Sie brauchte nur nicht allzu sehr zu widersprechen, daß sie meine Geliebte gewesen war!“

„Und es war nichts davon wahr?“

Der Bildhauer lachte dröhnend auf. „Mit Dorette? Nein, mein Lieber, nie das Geringste! Es lag nicht an mir, weiß Gott. Ich habe sie verfolgt mit allen Pferdekraften meines Motorrades. Ich habe sie mit hundert Listen zu sinnlosen Unterredungen verlockt. Es war nie das Geringste zwischen uns.“

„Sie sind verrückt!“

„Ja, Verehrtester, denken Sie etwa, daß man mit einem nüchternen Verstand, wie Sie ihn haben, meine Arbeit verrichten kann? Verzeihen Sie, daß ich mich in Ihre Gefilde gedrängt habe. Ich bin mit Schimpf und Schande fortgejagt worden. Jetzt kommen Sie an die Reihe. Wie ich sah, hat Frau Grippsch, die ehrbare Leiterin dieses Kunstinstituts, bereits ferngespröchen. Die Häsher sind unterwegs. In fünf Minuten

werden sie eintreten. Ich spreche die Vermutung aus, daß Sie nicht an den fehlenden Details scheitern werden. Sie werden angeben können, wo sich der Drilling befand und wie man durch verschlossene Türen und Fenster gelangen kann. Ich beneide Sie."

Plötzlich griff es Steegen eiskalt ans Herz. Er sollte verzweifelt werden! Jetzt war er wirklich umgestellt. Während er hier saß, hatte man die Polizei benachrichtigt.

"Hören Sie mich an!" sagte er, und wunderte sich, daß seine Stimme einen keuchenden Klang hatte. „Ich bin es nicht, der Blankenhorn erschossen hat! Wahrhaftig, ich bin es nicht! Ich bin auch nicht Dorettes Geliebter gewesen! Nicht so, wie Sie es meinen."

"Ihr Geliebter!" lachte der Professor auf. „So wie Dorette lieben kann, hat sie Sie geliebt. Wollen Sie nicht glauben, daß Sie der einzige gewesen sind, den Dorette je geliebt hat? Sie sind es, Verehrtester! Sie waren der Liebling der Damenwelt von Swantemühl. Ich habe eine gute Frau, eine wundervolle Frau von dort bezogen. Ich bin es nicht wert, diese Frau zu haben. Aber auch die bekam ich nur, weil der andre sie nicht beachtete. Der verwegene Ritter, der seiner Angebeteten heimlich nachgeschlichen war, in fremder Maskierung, unter falschem Namen. Verehrtester, wenn auch draußen die Handschellen schon klappern, so beneide ich Sie doch, und wenn ich nicht in Tränen ausbreche, so ist das nur die Kraft dieses enormen Geföfßs, die mir Haltung gibt. Ich beneide Sie und werde Sie beneiden in Ewigkeit. Amen!"

Die Tür tat sich auf. Eine größere Gesellschaft trat ein. Etwa zehn Personen in Abendtoilette. Steegen und Stüwe

hatten gespannt hingesehen, wie der Vorhang auseinandergeschoben wurde. „Doch noch nicht!“ sagte der Bildhauer und nahm einen Schluck. „So obliegt mir also noch für einige Minuten die Aufgabe, Sie zu unterhalten. Oder sollten Sie die Absicht haben, sich über Berlin ohne Zurücklassung einer Fährte zu zerstreuen, so würde es jetzt höchste Zeit werden!“

Die kleine Gesellschaft suchte nach einem geeigneten Platz. Es wurden drei Tische zusammengestellt. Die Herren waren den Damen beim Abnehmen der Mäntel behilflich. Man merkte, daß die Gesellschaft ein wenig derangiert war. Konfetti hatte sich in den Haaren verfangen. Die Reste von bunten Papierschlängen hingen in den Kleidern. Einige Gesichter wollten Steegen bekannt vorkommen. Plötzlich grüßte Dr. Will herüber, noch immer die weiße Geranie im Knopfloch des Fracks. Er war bleich. Steegens Augen suchten nach Susannchen. Er entdeckte sie nicht. Die Gäste hatten Platz genommen und bestellten Mokka. Vielleicht waren sie müde. Sie flüsterten nur. Ein großer dicker Mann schien mit gepreßter Stimme Erklärungen abzugeben, denen die andern zuhörten. Eine beklemmende Stimmung stieg von den drei Tischen auf. Steegen ging zu Dr. Will hinüber und legte ihm die Hand auf die Schulter. Es war, als wenn er unter einem dunklen Zwang handelte.

„Kommen Sie von Ubercron?“ fragte er leise.

„Sie wissen noch nicht? Ubercron hat sich vor einer halben Stunde erschossen!“

„Auf seiner Gesellschaft?“

„Ja, in dem kleinen roten Zimmer. Plötzlich gab es einen Knall, wir stürzten hin. Ubercron hatte sich mit einem Revolver

mitten in die Stirn geschossen. Es war eigentlich nur ein ganz kleines Loch, aus dem ein wenig Blut kam. Er war sofort tot.“

„Und Frau Blankenhorn?“

Dr. Will zuckte die Achseln. „Frau Blankenhorn. Die junge Witwe ist trostlos. Es ist eine furchtbare Geschichte.“ Verwandelte sich das Gesicht des jungen Mannes nicht in eine grinsende Grimasse, oder war es nur der Lichtschein, der über seine Züge fiel?

„Danke!“ sagte Steegen und ging zu seinem Platz zurück.

Über dem Kelch des großen Glases hing das bleiche Gesicht des Bildhauers. Zwei Augen brannten unter der eckigen Stirn. „Abercron ist tot, nicht wahr?“ sagte er. „Erzählen Sie mir nichts! Nur ja oder nein! Ist er tot?“

„Ja“, sagte Steegen. Sie schwiegen. Ihre Gedanken wanderten. Abercrons Tod schloß den Kreis. Sie bemerkten nicht, wie drei neue Herren leise das Lokal betraten. Der Vorderste suchte mit den Augen. Der Häkelhaken der Inhaberin wies auf Steegen.

„Sind Sie Herr von Scheeven?“ fragte der Herr und zeigte seinen Polizeiausweis. „Folgen Sie mir bitte!“

„Ja“, sagte Steeven zum zweitenmal, erhob sich und zog seinen Mantel an. Ohne einen Blick zurückzuwerfen, ging er hinaus.

21

Wenn ich Sie recht begreife“, sagte der Untersuchungsrichter, „so wollen Sie mit Ihrer Schilderung der Vorgänge darauf hinaus, daß Sie die Tat in einem Zustand von Umnachtung begangen haben.“

„Ich verstehe nicht“, sagte Steegen. „Ich habe Ihnen, wie schon gestern Herrn Rechtsanwalt van Holten, genau erzählt, wie es gewesen ist. Ich habe den Schuß weder wachend noch träumend abgegeben.“

„Sie sagten wörtlich: Als der Schuß fiel, waren Sie so verwirrt, daß Sie einige Sekunden lang nicht wußten, ob Sie nicht wirklich selbst in dumpfer Bewußtlosigkeit alles ausgeführt hätten. Und später, als Sie dann im Mordzimmer standen, waren Sie sich wiederum nach Ihrer eigenen Darstellung einige Sekunden nicht klar darüber, ob Sie es nicht doch gewesen wären. Sie geben damit selbst zu, in jenen Augenblicken ein unsicheres Gefühl gehabt zu haben. Man kennt in Erregungszuständen solche Zeitspannen, in denen das Denken ausschaltet. Ihr letzter klarer Augenblick war der, als Sie sich zwei Minuten vor der festgesetzten Zeit aufmachten, um Ihr Zimmer zu verlassen. Dann fanden Sie sich plötzlich vor der verschlossenen Haustür wieder und bemerkten mit Entsetzen, daß Sie noch Ihre wildledernen Handschuhe an hatten, die Sie verraten konnten. In Gedanken hatten Sie die Tat mit allen Einzelheiten zehnmal oder noch mehr ausgeführt. Nun war Ihr Bewußtsein übersättigt von diesem Vorgang. Es nahm den wirklichen Vorgang nicht mehr an, weil es ihn nicht annehmen wollte. Wir wollen uns also darauf einigen, daß Sie es selbst nicht für ganz unmöglich halten, in unbewußtem Zustand gehandelt zu haben. Schreiben Sie!“ wandte er sich an den Protokollführer, um diese Formulierung festhalten zu lassen.

„Nein“, protestierte Steegen. „Sie irren sich, Herr Richter. Ich bin den ganzen Abend über vollkommen bei Bewußtsein

gewesen. Mit den von Ihnen angeführten Sätzen wollte ich nur das Verwirrende, Unwahrscheinliche bezeichnen, das darin lag, daß jemand mir um zwei Minuten zuvorkam."

„Sie bleiben also dabei, die That schlankweg zu leugnen?"

„Durchaus!"

„Sie haben aber keinerlei Vermutungen darüber, wer den verhängnisvollen Schuß nun wirklich abgegeben haben könnte?"

„Nein!"

„Ihrer Meinung nach wußte auch niemand um den Zustand der rätselhaften Außenwand?"

Steegen zuckte die Achseln. „Ich hatte die Gelegenheit mit großer Mühe ausfindig gemacht und mit allen Vorsichtsmaßregeln ausgebaut. Es wäre seltsam, wenn jemand auf den gleichen Gedanken gekommen sein sollte. Sie sehen, Herr Richter, ich leugne keineswegs meinen Anteil an diesem Mord. Ich kann nur nicht zugeben, was ich nicht getan habe."

Der Richter sah einen Augenblick vor sich nieder. Plötzlich hob er den Kopf. „Frau Blankenhorn, oder jetzt Frau Abercron, hat zwei Warnbriefe aus Swantemühl erhalten. Sie haben diese Briefe gesehen. Haben Sie bezüglich des Absenders eine Vermutung?"

„Nein. Diese Briefe kann jeder Mensch geschrieben haben. Es ist sogar möglich, daß sie gar nicht aus Swantemühl stammen, sondern daß jemand dorthin geschickt worden ist, um sie dort abstempeln zu lassen. Aber es ist natürlich auch möglich, daß sie von einem Menschen aus Swantemühl geschrieben worden sind. Frau Abercron kann dort Sympathien besessen haben. Blankenhorn war in der Gegend allgemein verhaßt.

Vielleicht glaubt man in Swantemühl allgemein, daß Frau Abercron und ich die Tat gemeinsam ausgeführt haben, und man billigte sie. Der Bahnhofsvorsteher, der neue Inspektor, der Förster, das Stubenmädchen, die Gärtnersfrau: alle können diese Briefe geschrieben haben, um Frau Abercron oder mich zu warnen.“

„Auch der Mörder kann sie geschrieben haben in der Absicht, Sie und Frau Abercron zur Flucht zu veranlassen und die Spuren von sich abzulenken. Ich dachte, daß Sie auf diese Deutung verfallen würden.“

„Möglich!“ sagte Steegen kurz. Zum erstenmal zuckte er bei dem Wort „Mörder“ zusammen. Noch niemals hatte er Blankenhorns Ende als „Mord“ aufgefaßt. Was er hatte tun wollen, erschien ihm auch heute noch in einem tieferen Sinne als Vergeltung oder Bestrafung. Aber vielleicht war es wirklich ein Mord gewesen! Er erschauerte bei der Vorstellung, daß damals ein „Mörder“ sich unter ihnen bewegt haben könnte. Plötzlich fiel ihm Dorette ein. „Sie haben diese Briefe?“ fragte er.

Der Richter lächelte. „Ja, wir haben die Briefe. Frau Abercron leugnete ihren Besitz ab, aber sie befanden sich in ihrem Schreibtisch.“

„So ist Dorette — Frau Abercron verhaftet?“

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Aber vielleicht erzählen Sie mir lieber, wie Sie mit Frau Abercron in den letzten Tagen bis zu ihrer Hochzeit standen. Sie hatten sich fast zwei Jahre lang nicht gesehen. Wie feierten Sie denn nun das Wiedersehen? Waren Sie sich entfremdet, oder fanden Sie gleich wieder den inneren Kontakt?“

„Ich habe Ihnen alles darüber bereits gesagt.“

Der Richter schüttelte den Kopf. „Nicht alles. Wie kamen Sie denn zum Beispiel nachts in ihre Wohnung?“

„Sie wollen darauf anspielen, daß der Hausschlüssel von Frau Abercron bei mir gefunden wurde. Ich war aber nur einmal abends mit ihr mitgegangen, weil sie mir ihren Sohn zeigen wollte. Sie gab mir den Hausschlüssel mit, weil sie nicht unnötig noch einmal die Treppen steigen wollte.“

„Und Sie vergaßen den Schlüssel zurückzugeben?“

„Ja.“

„Wir wollen für heute schließen!“ sagte der Richter und machte eine leichte Verbeugung, eigentlich mehr zu dem Protokollführer hin. „Ich danke.“ Er klappte die Akten zu. Steegen wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Die Vernehmung hatte ihn angestrengt. Die Aufregung der letzten Tage machte sich bemerkbar. Er sank auf das primitive Lager nieder und schloß die Augen. Manchmal zuckten seine Hände. Er wollte nicht denken. Alle Gedankengebäude, die er errichtete, wiesen in ihrer Mitte das dunkle Loch auf: Wer hat Blankenhorn erschossen? Man wußte nichts von Dorette, wenn man das nicht wußte. Wie würde man etwas von Dorette wissen!

Die hundert neuen kleinen Geräusche der ungewohnten Umgebung tupften an sein Gehirn. In drei Tagen würde er sie alle kennen: das Geschirrklappern aus der Abwaschküche, die Schritte auf der Treppe, die immer ein wenig klirrte, das leise Summen aus den Nachbarzellen, das Schleifen schwerer Gegenstände über den Korridor, durch irgendwelche offenen Fenster die Unterhaltung von Frauen aus einem unteren

Stoßwerk, Öffnen und Zuschlagen von Türen. Er hatte sich tiefere Stille in diesem Bau gedacht, unendliches Schweigen wie in einem Bergwerk. Aber es war wie ein großes lebendiges Tier um ihn.

Vielleicht schlief er. Er wußte es nicht. Seine Uhr war stehen geblieben. Zum letztenmal hatte er gestern auf ihr Zifferblatt gesehen, als er van Holten treffen wollte. Er freute sich, daß die Zeit ausgelöscht war. Das nahm den Vorgängen etwas von ihrer Körperlichkeit.

Einmal kam der Aufseher. Es waren telegrafisch aus Ostpreußen zweihundert Mark eingegangen. Steegen mußte die Summe quittieren und wieder abliefern. Er verhandelte mit dem Mann über eine Depesche, die an Engelke zu schicken war. „Bin wegen Mordverdachts an Blankenhorn verhaftet.“

„Es ist unnötig!“ sagte der Aufseher. „Das liest heute abend jeder in der Zeitung.“ Aber er nahm den Zettel mit. Steegen legte sich von neuem nieder und schloß die Augen.

Auf einmal klopfte es. Er fuhr hoch. Es war bereits dunkel. Der Aufseher ließ einen Herrn in seine Zelle, drehte das Licht an und schloß hinter sich wieder. „Rechtsanwalt Paasche!“ stellte der Herr sich vor. „Ich bin Ihnen von befreundeter Seite als Verteidiger bestellt worden. Sollten Sie bereits anders gewählt haben, trete ich selbstverständlich zurück.“

„Ich habe mich um diese Frage noch nicht gekümmert“, sagte Steegen. „Wer hat Sie bestellt?“

„Es ist mir aufgetragen worden, das nicht zu sagen.“

„Brauche ich überhaupt einen Verteidiger in diesem Stadium der Angelegenheit?“

„Es könnte sich als nützlich erweisen. Sie sind schwer belastet.“

„Schwer belastet?“ lachte Steegen auf. „Ich würde mich bei dem vorliegenden Beweismaterial selbst verurteilen!“ Er stand langsam auf und musterte den Eingetretenen. Es war ein alter Mann mit weißem Haar, das halblang über die Schläfen und in den gebeugten Nacken fiel. Der Mund war von einem Riesschebart fast verdeckt, und man konnte vielleicht überhaupt an einen alternden Riessche denken, wenn man die gemeißelte Stirn und die hellen tiefliegenden Augen darunter sah.

„Sie sind mit der mir befreundeten Seite persönlich bekannt?“ fragte Steegen. „Aber bitte, nehmen Sie Platz!“ Er zog den Stuhl hervor und lehnte sich selbst gegen den kleinen Tisch, der in der Ecke stand.

„Nein“, sagte Dr. Paasche mit einer leisen und freundlichen Stimme. „Ich bin der betreffenden Person von ihrem Rechtsvertreter lediglich empfohlen worden.“

„Von Holten?“

„Das tut wohl nichts zur Sache. Ich werde Sie nach besten Kräften unterstützen.“

Wieder lachte Steegen auf. „Wie wollen Sie das machen? Finden Sie den Menschen heraus, der Blankenhorn erschossen hat?“

„Ich werde es versuchen.“ Der alte Herr ließ sich schwer atmend auf den Stuhl nieder.

„Wenn er gefunden ist“, fragte Steegen, einem plötzlichen Einfall nachgebend, „bin ich dann übrigens straffrei? Ich habe Blankenhorn erschießen wollen, ich habe Vorbereitungen

komplizierter Art zu diesem Zweck getroffen! Ich hätte den Schuß abgefeuert, wenn mir nicht der andre zuvorgekommen wäre."

Der Verteidiger lächelte. „Er kam Ihnen aber zuvor, und es wäre Ihnen immer etwas dazwischen gekommen. Ihre Vorbereitungen waren seit acht Tagen fertig, und Sie schoben es hinaus. Sie hätten es auch weiter hinausgeschoben, bis Ihnen etwas zuvor oder dazwischengekommen wäre. Vielleicht ein Hund, der über den Weg rannte und Ihre Spur hätte aufnehmen können, oder eine besonders ungünstige Beleuchtung. Sie hätten den Schuß niemals abgefeuert, Herr von Scheeven!"

„Sagen Sie das als Verteidiger, oder weil es Ihre Meinung ist?"

„Weil es meine Meinung ist! Nach Durchsicht der Akten und nach meinem Eindruck von Ihnen."

Steegeu biß sich auf die Lippen. Er wollte widersprechen, er zweifelte, er wußte nicht. Vielleicht hatte der alte Mann wirklich recht? Es regte sich etwas in ihm, was zustimmen wollte. Es war wie eine Eishülle, die von seinem Innern fortgeschmolzen wurde.

„Ich möchte wissen", sagte er unsicher, „haben Sie bereits eine Ahnung, in welcher Richtung der wirkliche Täter zu suchen ist?"

„Ja!"

„Und?"

„Darüber kann ich Ihnen heute noch nichts sagen. Vielleicht in drei Tagen, vielleicht in drei Monaten, vielleicht niemals!"

„Sagen Sie es mir! Ich bitte Sie! Geben Sie mir einen Fingerzeig!“

Dr. Paasche schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht meinetwillen“, bat Steegen nochmals mit leiser Stimme. „Ich will nur wissen, wer Dorette ist!“

„Frau Abercron? Das ist eine arme unglückselige Frau!“

„Ich beschwöre Sie: Ist Dorette mitschuldig oder schuldig? Weiß sie, wer der Mörder ist?“

„Frau Abercron weiß es nicht, und sie hat keinen Teil an dieser Tat. Sie glaubt eher, daß Sie es gewesen sind.“

„Ist sie verhaftet?“

„Es hat jemand hunderttausend Mark Kaution für sie gestellt.“

„Schwarzer!“ fuhr Steegen auf. „Sagen Sie mir alles! Ein Herr Schwarzer hat die Kaution gezahlt!“

„Es ist eine schwer zu beantwortende Frage, denn Herr Schwarzer gibt an, daß das Geld Frau Abercron selber gehöre. Und vielleicht gehört es ihr.“

„Ich weiß, wo dieses Geld herkommt!“ Er sah wieder das kleine „rote Zimmer“ vor sich und Abercron, wie er den Kopf in seinen Händen barg.

„Ich weiß es nicht“, sagte der Verteidiger ernst, „und ich will es nicht wissen. Frau Abercron ist jedenfalls nicht in Haft, aber die Anklage wegen Beihilfe oder Mitwisserschaft wird gegen sie erhoben werden.“

„Wenn ich verurteilt werde . . .“

„Wird Frau Abercron ebenfalls verurteilt werden! Sie hat bereits zugegeben, daß sie um Ihre Absichten wußte. Allerdings will sie dieselben nicht ernst genommen haben, aber

zum mindesten hätte sie unmittelbar nach der Tat sprechen müssen.“

„Sagen Sie, Herr Rechtsanwalt! Weshalb hat Dorette damals nicht gesprochen? Aus Angst? Aber sie hätte sich damals noch reinwaschen können!“

„Frau Abercron hat zu Protokoll gegeben, daß sie aus Mitleid mit Ihnen schwieg. Sie gibt an, daß sie Sie gern gemocht oder geliebt hätte.“

„Das — das glaube ich nicht“, sagte Steegen tonlos.

Der Verteidiger saß in sich versunken auf der Bettkante. Nicht ein einziges Mal hob er den Kopf. Er sprach wie in tiefen Gedanken mit einer leisen, müden Stimme vor sich hin. „Weshalb glauben Sie es nicht? Das Schweigen der Frau damals nach der Tat scheint mir ein Beweis zu sein.“

„Und weshalb hat sie nie von sich hören lassen? Zwei ganze Jahre nicht?“

„Sie hatte Furcht. Die Kriminalpolizei beobachtete Sie beide damals längere Zeit. Es hätte Verdacht erregt, wenn eine engere Verbindung zwischen Ihnen beiden festgestellt worden wäre.“

„Und dann, als wir uns wiedersahen?“

„Sie sind arm, Herr von Scheeven. Immerhin ist die Liebe von Frau Abercron von einem gewissen Lebensstandard abhängig. Deshalb und aus keinem andern Grunde nannte ich sie vorhin eine arme unglückselige Frau. Haben Sie nicht bemerkt, daß die Welt heute von solchen Frauen bevölkert ist? Es ist eine Zeitkrankheit. Diese Frauen sind nicht schlechter, als sie immer waren. Sie wissen nur nicht mehr, was Glück ist. Sie denken, Automobile und Reitpferde und Dienerschaft sind

Glück. Sie stehen manchmal dicht davor, alles von sich zu werfen und glücklich zu werden. Dann zwingen sie es doch nicht ganz und gehen nach der falschen Seite ab. Immer nach der falschen Seite, denn sie erzwingen nie das Glück, das sie suchen. Und eines Tages sind sie zu Ende."

"Und —" fragte Steegen mit leiser Stimme, „und so ist Dorette?"

"Ich glaube, daß sie so ist! Man muß Mitleid mit diesen Frauen haben."

Herr Paasche erhob sich. Er bediente sich dabei eines dicken Stockes, auf den er sich stützte. „Es ist wohl für heute nichts weiter zu sagen."

"Sie gehen jetzt?" fragte Steegen traurig. „Sagen Sie, Sie erwähnten vorhin, daß die Möglichkeit eines Auswegs bestände. Sie haben einen Verdacht, der in bestimmter Richtung geht. Was ist es damit? Ich muß es wissen! Haben Sie Hoffnung, haben Sie vielleicht mehr als Hoffnung?"

"Mehr als Hoffnung? Allenfalls Hoffnung! Kaum Hoffnung! Es ist da eine Empfindung, eine Ahnung, die mich leitet, nicht mehr."

"Und wenn es Ihnen nicht gelingt?"

"Dann werden Sie und Frau Abercron verurteilt werden. Viele, furchtbar viele Menschen sind auf Grund geringerer Beweise verurteilt worden. Ihr Fall liegt so, daß kein Richter, kein Geschworener, kein Zeitungsleser jemals auf den Gedanken kommen kann, daß Ihnen beiden Unrecht geschehen wäre. Und vielleicht würde Ihnen auch nicht einmal Unrecht geschehen."

Steegen sah bewegungslos zu, wie der Verteidiger das

Zeichen für den Aufseher zog und sich mit einer leichten Verneigung durch die schweigend geöffnete Thür entfernte. Der Aufseher drehte das Licht ab. Steegen bemerkte nicht, wie das Dunkel ihm über die Augen fiel. Er stand noch immer gegen den Tisch gelehnt, als man ihm später das Essen brachte. Hering und Pellkartoffeln in einem irdenen Napf.

Rechtsanwalt Paasche! dachte er. Ein merkwürdiger Mann! Wer hat ihn mir geschickt? Dorette oder — Sabine? Plötzlich schüttelte ihn die Angst, daß er verurteilt werden würde, und er mußte feststellen, daß er nicht Dorettes wegen zitterte, sondern seinetwegen, allein seinetwegen. Er schämte sich.

22

Noch viermal wurde er zu Vernehmungen über lange Treppen und durch dunkle Gänge geführt. Dann hörte auch das auf. Einmal kam Rechtsanwalt Paasche und berichtete, daß die Voruntersuchung beendet und das Verfahren eröffnet sei.

„Nun und? Ich bin wegen Mordes angeklagt. Und Dorette?“

„Wegen Begünstigung.“

„Ist das schlimm?“

„Das wenigst Schlimme. Vielleicht nur Geldstrafe oder ein Jahr Gefängnis. Immerhin werden ihr die zur Erziehung ihres Sohnes erforderlichen Eigenschaften abgesprochen und wird die Erziehung des kleinen Joachim in die Hände seiner Großmutter und seiner beiden Halbschwestern gelegt werden.“

„So kann Dorette nicht mehr nach Swantemühl zurückkehren? Sie hat es sich gewünscht, glaube ich.“

„Vielleicht“, sagte er. „Es ist schwer, sich Frau Abercron auf dem Lande vorzustellen.“ Steegen bemerkte, daß Rechtsanwalt Paasche vor sich hin lächelte.

„Aber wenn nun der richtige Täter gefunden wird, und es stellt sich heraus, daß sie nichts mit dem Mord zu tun hatte?“

„Dann wird sie vielleicht mit ihrem Kinde auf das Gut ziehen. Vielleicht wird sie auch etwas anderes tun.“

„Sie wird Schwarzer heiraten!“

„Ich weiß darüber nichts“, sagte der Alte und erhob sich. „Ich glaube aber, daß man Frau Abercron die Erziehungsgewalt über den Erben in jedem Fall absprechen wird. Das Vormundschaftsgericht denkt sehr streng über die sittliche Eignung einer Mutter.“

„Und wie steht es mit Ihren Nachforschungen?“

„Ich habe sie noch nicht aufgegeben. Das ist alles.“

Rechtsanwalt Paasche ging. Wer hat mit diesen merkwürdigen Mann geschickt? dachte Steegen zum hundertstenmal. Er suchte gegen die Atmosphäre anzukämpfen, die von dem Alten ausstrahlte. Er kam sich vor ihm vor wie ein Kind vor dem Weihnachtsmann. Plötzlich würde er den Sack hervorziehen und seine Geschenke auspacken. Aber vielleicht verbarg sich nichts hinter dem geheimnisvollen Wesen. „Eine Hoffnung, eine Empfindung, eine Ahnung!“ hörte er ihn wieder sprechen und sah ihn den weißen Kopf hin und her wiegen. Es konnten Faselien eines alten Mannes sein.

„Sie werden Besuch bekommen“, sagte der Aufseher am nächsten Morgen, „von einer Dame!“

Steegen hob den Kopf. „Wer ist es?“

Der Mann wußte es nicht. Sie hatte die Erlaubnis, ihn unter vier Augen zu sprechen, eine ganze Viertelstunde! Dorette oder Sabine? Eine von beiden mußte es sein. Auf einmal lastete die Zeit unerträglich. Unbeweglich stand das graue Vormittagsnebellicht hinter dem Gitterfenster. Die Mittagsstunde, in der die harten Holzsohlen der Gefangenen vom Hof heraufklapperten, wollte nicht kommen, und als sie endlich da war, nahm sie kein Ende. Er ging an das Fenster. Wenn er sich den Hals ausreckte, konnte er die Männer unten in dem kahlen Hof zwischen den Mauern im Kreise laufen sehen. Noch fünf Stunden, sagte er sich, dann wird sie kommen. Abends, wenn ich die harte Linie des gegenüberliegenden Daches nicht mehr sehen kann.

Er versuchte sich niederzulegen, aber die Zeit war nur im Auf- und Abschreiten zu zermahlen. Möglich stand er still. Wen erwarte ich eigentlich? Dorette oder Sabine? Oder hinter der, die kommen würde, etwas anderes noch? Er konnte es nicht bezeichnen. Wenn Dorette kam! Es mußte etwas bedeuten. Der Knoten würde sich an einer, wenn noch so kleinen Stelle zu lösen anfangen. Und würde er enttäuscht sein, wenn es Sabine war? Er stellte beide Möglichkeiten nebeneinander. Nein, entschied er zu seiner eignen Überraschung, er würde nicht enttäuscht sein.

Es war Sabine. Der Aufseher schloß hinter ihr die Thür. Sie standen sich verlegen gegenüber. „Ist's Ihnen unangenehm, daß ich komme?“ fragte sie.

„Nein!“

„Ich wollte nur fragen, ob ich Ihnen irgendwie behilflich

sein kann. In einigen äußeren Dingen. Ich könnte Ihre Sachen bei uns unterbringen. Oder wollen Sie Ihr Zimmer behalten? Sie brauchen vielleicht Wäsche? Soll ich Ihnen eine Waschfrau besorgen? Verzeihen Sie, vielleicht wird für Sie gut gesorgt.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Sabine. Aber weshalb wollen Sie mir helfen? Halten Sie mich nicht mehr für einen Mörder?“

„Ich — weiß nicht“, sagte sie und wiederholte mit leiser Stimme: „Ich weiß es nicht mehr. Und deshalb bin ich hergekommen. Es ließ mir keine Ruhe.“ Sie sah ihm voll ins Auge. „Herr Steegen, ich beschwöre Sie, mir die Wahrheit zu sagen! Sprechen Sie nicht jetzt gleich. Überlegen Sie es sich. Wollen Sie mir überhaupt antworten? Ich schwöre Ihnen, daß nie zu jemand ein Wort über meine Lippen kommen wird, was Sie mir auch sagen mögen. Soll ich es Ihnen schwören beim Andenken an meine Mutter?“ Sie schlug jetzt doch die Augen nieder und wiederholte: „Soll ich es Ihnen schwören?“

Er schüttelte den Kopf.

„Sagen Sie mir die Wahrheit! Nur für mich! Sind Sie es, der meinen Vater erschossen hat?“

„Ich schwöre es Ihnen, daß ich es nicht bin!“ sagte er ernst.

„Und Sie wissen nicht, wer es war?“

„Nein.“

„Ich danke Ihnen.“

„Glauben Sie mir, Fräulein Sabine?“

„Ja, Herr Steegen. Ich glaube Ihnen ganz fest.“ Wieder schwiegen sie verlegen.

„Haben Sie mir den Rechtsanwalt Paasche zugesandt?“ fragte er nach einer Pause.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß von keinem Rechtsanwalt Paasche. Aber kann ich etwas für Sie tun? Ihr Zimmer kündigen, die Sachen bei uns unterstellen?“

„Ihre Plastik hätte ich gern hier“, sagte er lächelnd. „Wirklich, ich hätte sie furchtbar gern hier stehen. Aber es ist wohl nicht erlaubt. So nehmen Sie sie bitte wieder zu sich. Vielleicht werde ich sie lange nicht sehen.“

„Wir wollen das nicht hoffen. Aber Sie müssen mir für Ihre Wirtin einen Ausweis geben. Schreiben Sie in mein Notizbuch. Hier! Und wenn Sie einem andern Menschen etwas mitteilen wollen, dann schreiben Sie es auf eine andre Seite. Ich werde es sofort, ohne zu lesen, in einen Umschlag tun und auf die Post geben. An wen es auch ist, verstehen Sie?“

„Ich danke Ihnen, aber — es ist nicht nötig.“ Plötzlich fiel ihm ein, daß sie Dorette gemeint haben konnte. „Ich danke Ihnen!“ wiederholte er und war gerührt.

„Ich möchte, daß Sie freigesprochen werden“, sagte sie, während er der Wirtin einige Zeilen schrieb, „aber ich bange mich sonst nicht danach, daß der Täter festgestellt wird. Ist es schlimm, daß ich als Tochter so denke?“

Er reichte ihr das Notizbuch zurück. „Es ist nicht schlimm“, sagte er lächelnd, „sondern es ist gut. Es hat Altes Testament und Blutrache und solche barbarischen Geschichten überwunden.“ Aber die Worte waren nicht das Eigentliche, was zwischen ihnen vorging. Sie sprachen nur, um sich gegenseitig zu zeigen, daß nun alles zwischen ihnen gut war.

Der Aufseher trat ein. Sie reichten sich die Hände. „Kommen Sie wieder?“ fragte er.

„Wenn ich darf?“

„Sie müssen jeden Tag kommen!“ bat er. Plötzlich fiel ihm ein, daß die Erlaubnis nicht von ihm abhing. Einige Augenblicke hatte er vergessen, daß er gefangen war. Er wurde rot vor Verlegenheit.

„Von Zeit zu Zeit wird man es mir gestatten“, kam sie ihm zu Hilfe. Sie reichten sich noch einmal die Hände.

„Ihr Verteidiger ist da“, sagte der Aufseher. Sabine ging mit einem Kopfnicken an Herrn Paasche vorüber, der in seiner langsamen Art eintrat. Er ist also von Dorette bestellt, dachte Steegen. Der Rechtsanwalt sah dem jungen Mädchen nach. „Wer ist das?“ fragte er.

„Sabine Blankenhorn!“ Steegen lehnte sich für einige Augenblicke mit geschlossenen Augen gegen die Wand. Gerade jetzt wäre er gern allein geblieben. Er hörte das Türschloß zuschnappen. „Sabine Blankenhorn!“ sagte er noch einmal und öffnete die Augen. Herr Paasche ließ sich auf dem Stuhl nieder.

„Ich habe von ihr gehört“, sagte er. „Übrigens komme ich nur kurz vorbei, um Ihnen etwas mitzuteilen.“ Er sah ihn forschend an. „Die beiden Briefe an Frau Ubercron sind wirklich in Swantemühl geschrieben worden!“

„Und von wem?“

„Das wird sich herausstellen. Es ist jedenfalls die gleiche Handschrift, die sich in einem Wirtschaftsbuch auf dem Gut befand. Natürlich verstellt! Unser Detektiv, der seit einigen Tagen dort arbeitet, wird noch feststellen, wer die betreffende Eintragung in dem Buch gemacht hat.“

„Ja“, sagte Steegen, „dann werden wir wissen, wer Dorette gewarnt hat.“ Seine Gedanken weilten noch bei Sabine.

Der Rechtsanwalt sah wieder zu ihm auf. „Nein“, sagte er langsam, „dann werden wir wissen, wer Blankenhorns Mörder ist!“

Steegen war so überrascht, daß er einen Schritt zurücktrat. „Der Mörder?“ fragte er verwundert. „Wieso der Mörder?“

„Die beiden Briefe hat der Mörder geschrieben!“ sagte der Verteidiger mit seiner leisen Stimme. „Das war mir klar, als ich davon hörte. Wer die Briefe geschrieben hat, muß der Täter sein!“

„Ich — verstehe nicht.“

„Der erste Brief wurde einige Tage vor der nochmaligen Besichtigung des Tatorts geschrieben. Nur ein Mensch, der das Geheimnis jener Mauerecke kannte, konnte auf den Gedanken kommen, daß diese Besichtigung etwas entscheidend Neues zutage fördern würde. Und nur ein Mensch, der den wirklichen Verlauf des Hergangs kannte, konnte vermuten, daß die aufgefundenen Spuren in erster Linie Sie und Frau Blankenhorn belasten würden. Der Schreiber der Briefe kannte Ihr Geheimnis!“

„Und weshalb ließ er mich nicht schießen?“ fragte Steegen fiebernd.

„Vielleicht hatte er selbst eine Rechnung bei Herrn Blankenhorn zu begleichen“, sagte er bedächtig. „Es kann sein, daß er Wert darauf legte, selbst zu schießen. Es kann sein, daß er acht Tage lang vergeblich auf Ihren Schuß gewartet hat. An jenem

Abend kam er an die Stelle. Das Gewehr stand schußbereit an der Mauer. Dieser Mensch konnte den Schuß so gut abfeuern wie Sie. — Sie sind es nicht gewesen, Herr von Scheeven?“

Steegen überhörte die Frage. Seine Gedanken fingen an zu arbeiten.

„Entweder Sie oder der Brieffschreiber kommen in Frage. Der Mann dachte mit den Briefen etwas besonders Schlaues zu machen. Er hoffte, daß Sie und Frau Abercron aus Furcht vor den schwerwiegenden Indizien ins Ausland fliehen würden.“

„Ich weiß, wer der Täter ist!“ unterbrach Steegen schroff. Jener Morgen auf der Försterei stand vor seinen Augen. Er sah die scheue dunkle Frau ins Haus flüchten. Er sah das Kind mit der seltsamen ausgebuckelten Stirn an der Küchentüre stehen, er sah die Mutter den Jungen wortlos zu sich hineinziehen. „Vielleicht hatte er selbst eine Rechnung bei Herrn Blankenhorn zu begleichen!“ dachte er der Worte des Verteidigers nach. Wie alt konnte der Junge sein? Kaum älter als Joachim Blankenhorn! Damals, als er täglich mit Dorette zusammen ritt, als er sich schon mit Mordgedanken trug, damals mußte es gewesen sein!

„Sie wissen es!“ nickte Herr Paasche.

„Der Förster Ahlmann!“

„Förster ist gut. Förster könnte passen. Ein Förster kann schießen, ein Förster kann Sie belauschen, ein Förster kann Sie beide im Wald beobachten. Er folgt den Hufspuren, stellt fest, daß Sie unter dem Ahornbaum zu lagern pflegen. Vielleicht hat er Sie da über Ihren Plan sprechen hören. Oder er findet

Ihren Hinterhalt auch anders heraus. Ihm fällt eine Spur an der Mauerecke auf. — Und weshalb glauben Sie, daß er es ist?“

„Der Förster hat ein Kind, anderthalb Jahre alt. Ich sah es neulich, als ich mit Fräulein Sabine dort war. Einen Jungen von einer auffallenden Ähnlichkeit mit Blankenhorn. Ich weiß jetzt, daß ich geradezu erschrak, als ich es sah.“

„Und Sie glauben?“

„Die schwarze Martha war vorher als Stubenmädchen im Schloß. Herr Blankenhorn hatte es ewig mit den Mädels. Dann heiratete sie den Förster.“

„Und das Kind?“

„Das Kind stammt schon aus der Zeit, als die Martha verheiratet war. Vielleicht ein halbes Jahr kann sie verheiratet gewesen sein. Blankenhorn muß der jungen Frau nachgestellt haben. Es kann sein, daß sie ihm früher im Schloß zu Willen gewesen ist. Das war das Merkwürdige, alle Mädels waren ihm zu Willen. Diesmal, nach ihrer Verheiratung, hat er es vielleicht mit Gewalt erzwungen. Sie wird es ihrem Mann gesagt haben, oder der hat es sonstwie herausbekommen. Und da hat er sich gerächt!“

„Wir müssen sehen, ob er die Briefe geschrieben hat. Es werden einige Kinder dort herumlaufen, die Ähnlichkeit mit Herrn Blankenhorn haben. Aber Förster ist gut, Förster könnte passen!“ wiederholte er.

Der Verteidiger erhob sich in seiner schwerfälligen Art. Ehe er das Zeichen für den Aufseher zog, blieb er, auf den dicken Stock gestützt, mitten in der Zelle stehen. „Herr von Scheeven“, sagte er ernst, „bis Sie frei sind, kann es noch Wochen dauern.“

Über wenn Sie frei sein werden, dann haben Sie eine Lebensperiode hinter sich. Oder vielleicht müssen Sie noch weiter lernen!“

Steegeu schlug seine Augen vor dem Blick des alten Mannes nieder. Er wußte, was Herr Paasche meinte.

23

Er hob den Blick erst wieder, als die Thür ins Schloß fiel. Zu seinem Erstaunen brannte das Licht, das der Wärter um diese Zeit sonst nicht mehr anzuzünden pflegte. Man fing an, ihm die Haft zu erleichtern.

Er stand und streckte die Arme aus. Einmal würde er aus dieser Zelle heraustreten, frei, des Alpdrucks ledig! Er hatte Blankenhorn nicht erschossen! Er brauchte nicht mehr dies Bild vor sich zu haben: Visier und Korn des Gewehrs, das sich auf eine niedrige, gebuckelte Stirn richtete! Er würde wieder über Felder gehen und Pferde reiten, in freier Natur reiten, nicht nur im Lattersfall oder im Labyrinth des Tiergartens. Wenn Engelke ihn noch nahm.

Er ließ die Arme sinken. Alles wird in den Zeitungen gestanden haben. Meine Liebe zu Dorette, meine Vorbereitungen zu dem Mord, mein Wiedersehen mit Dorette, der Selbstmord Ubergrens, alles, alles! Wo die beiden auftauchten, so wird es in den Zeitungen gestanden haben, da folgte der Tod, in der einen oder der andern Gestalt. Mord oder Selbstmord. Wenn Engelke mich noch nimmt!

Plötzlich fiel sein Blick auf einen weißen Fleck, der halb

unter der Kante des Lagers vorsah. Ein Stück Papier, dachte er und bückte sich. Es war ein Briefumschlag. Ein Brief an ihn? Er schob ihn vorsichtig in die Tasche. Nie wußte man, wann der Aufseher durch das Guckloch sah. Er ging langsam zum Tisch, holte die schwere Bibel aus der Schublade und setzte sich. Mit der Hand in der Tasche riß er den Umschlag auf, befühlte den glatten Bogen, legte ihn mit unauffälliger Bewegung in das heilige Buch. Wessen Handschrift würde er nun erblicken? Dorettes Handschrift!

„Kolf!“ las er. „Jetzt wirst Du bald frei sein, und keine Schuld wird auf uns lasten. Zwei Jahre wagte ich nicht zu Dir so zu sein, wie ich wünschte. Aus Angst! Ich fürchtete, daß Du Blankenhorn erschossen hättest. Es war nie mein Wunsch, Kolf, daß Du es tätest. Du mußt mir glauben, daß das nie mein Wunsch gewesen ist. Als es aber geschehen war, schwieg ich von Deinen Reden und dem, was Du mir von den Vorbereitungen erzählt hattest. Aus Liebe zu Dir schwieg ich und habe mich damit schuldig gemacht. Aus Liebe zu Dir, das mußt Du mir auch glauben! Wenn ich damals gesprochen hätte, so wärst Du verurteilt worden. Heute wissen wir, daß es ein anderer getan hat, und alles ist gut. Ich ahne nicht, wer. Der, der mir die Briefe aus Swantemühl schickte!

Ich habe kein Glück in meinem Leben gehabt, Kolf. Blankenhorn — Abercron, Du weißt! Ich hätte mich nie von Dir trennen sollen, damals in München. Ist es zu spät, das wieder einzuholen? Wenn unsre Schuldlosigkeit feststeht, dann können wir gehen, wohin wir wollen. Paasche meint, daß man mir den kleinen Joachim fortnehmen wird und daß auch Swantemühl für mich verloren ist. Aber unser Freund

Schwarzer hat für mich über hunderttausend Mark aus Aberscrons Zusammenbruch gerettet. (Schon wegen dieses Satzes mußt Du diesen Brief sofort vollständig vernichten, hörst Du! Sofort und vollständig!) Mit diesem Geld können wir etwas anfangen. Nur weit weg müssen wir, wo uns niemand kennt. Willst Du mit mir in die weite Welt gehen? Dann lasse ich alles andre, und wir bleiben beisammen, wie wir immer hätten beisammen bleiben sollen, seit wir uns kennen!

Willst Du? Dann sage es mir, sobald wir uns wiedersehen, in Tagen oder in Wochen! Wenn Du willst,

Deine

Dorette."

Steegen las den Brief viele Male hintereinander. Es war ihm, als müßte er alle Stimmen in sich zurückdrängen, um jedes Wort zu erfassen. Dann stellte er sich kurz entschlossen mit dem Rücken gegen die Tür, so daß er das Guckloch verdeckte. Nur in diesem Augenblick nicht! betete er. Er riß den Bogen in kleine Fetzen. Die Stelle über Schwarzer knüllte er mit einer raschen Bewegung zusammen, steckte das Kügelchen in den Mund und schlang es hinunter. Um alles in der Welt nicht sollte Dorette aus diesem Brief ein Nachteil erwachsen!

Er zerriß und zerriß. Die kleinsten Stücke wurden noch einmal mit den Fingernägeln zerquetscht. Endlich hatte er nur noch kleine Schnitzel in der Tasche. Sie nahmen kaum Platz ein. Niemand würde sie je wieder zusammensetzen können. Er atmete tief auf und ließ sich von neuem an dem Tisch nieder. Die Bibel lag noch aufgeschlagen da. Seine Blicke fielen auf die großen ausgebreiteten Seiten. Er las halb in Gedanken: „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und welches ich

mich erbarme, dessen erbarme ich mich.“ Es war eine Stelle aus dem Römerbrief. Einen Augenblick dachte er nach. Er fühlte Dorettes zermalnten Brief in der Tasche und ließ den gelesenen Satz in seiner harten Erbarmungslosigkeit auf sich einhämmern. Dem andern bin ich nicht gnädig, und des andern erbarme ich mich nicht! sprang ihm der Sinn entgegen.

Er schlug das Buch zu und legte es in die Lade zurück. Erst jetzt empfing er ihren Brief, ließ ihn sich Satz für Satz durch den Kopf gehen. „Dann können wir gehen, wohin wir wollen!“ Mit Dorette in die weite Welt, ein neues Leben beginnen, ohne Schuldgefühl und ohne Angst! „Wenn Du willst, Deine Dorette!“ sprachen seine Lippen leise nach. Alle Sätze dieses Briefes klangen in ihm, mit Dorettes Stimme gesprochen. „Aus Liebe zu Dir schwieg ich!“ klang es. „Ich habe kein Glück in meinem Leben gehabt, Kolf!“ klang es, und dann kam es wie aus dem heiligen Buch in der Schublade hervorgetrochen, sich in die Sätze des Briefes mischend: Welches ich mich nicht erbarme, dessen erbarme ich mich nicht! Und noch einmal: „Ich habe kein Glück in meinem Leben gehabt!“

Plötzlich ließ er den Kopf auf den Tisch sinken und weinte. Seit Jahren hatte er nicht mehr geweint. Er fühlte die warmen Tränen zwischen seinen Fingern quellen. War es vor Glück, daß Dorette ihn liebte, oder vor unsäglicher Angst, daß eine fremde Kraft erbarmungslos über ihrem Leben schaltete?

„Was haben Sie?“ fragte der Aufseher, der das Essen brachte. „Ihre Sache soll doch sehr gut stehen!“

Steegen richtete sich innerlich zu wochenlangem Bleiben ein. Zu seiner Überraschung wurde er schon am nächsten Morgen vor den Untersuchungsrichter geführt.

„Nehmen Sie einen Augenblick Platz, Herr von Scheeven. Wir müssen noch auf Frau Ubercron warten, die gleich erscheinen wird. Ich will Ihnen nur soviel sagen, daß das Verfahren gegen Sie niedergeschlagen ist und Sie entlassen werden.“

Damit beugte er sich über die Akten und begann zu schreiben. Er hätte einige freundliche Worte sagen können, aber es war deutlich, daß er die persönliche Berührung mit dem nur aus Zufall Schuldlosen zu vermeiden wünschte. Der Protokollführer saß still an seinem Tisch vor der Maschine. Steegen sah vor sich nieder. Er bemühte sich ruhig zu sein, aber seine Hände zitterten und das Blut klopfte in den Schläfen. Jeden Augenblick würde Dorette in das Zimmer treten.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, ehe sie kam. Wie damals, in den Wochen nach Blankenhorns Tod, trug sie Schwarz. Steegen sah sie überrascht an. Er hatte nicht daran gedacht, daß sie ihm in dieser Gestalt erscheinen würde. Genau so hatte er sie von den furchtbarsten Wochen seines Lebens her in Erinnerung. Damals, als sie über ihn hinweg sah wie über einen Reitknecht. Damals, als es nicht zu begreifen war, daß sie eines Tages nicht mehr da sein würde.

Sie wußten beide nicht, ob sie sich an diesem Ort begrüßen durften, und nickten sich verlegen zu. „Willst Du, dann sage es mir, sobald wir uns wiedersehen!“ Er fühlte, daß auch sie an

ihren Brief dachte. Er sah, wie sie rot wurde. Ein wenig bleicher als sonst war sie eben noch gewesen, aber unverändert. Wie eine Neunzehnjährige sah sie aus, blütenzart, zerbrechlich, und die furchtbaren Wochen hatten ihr dennoch keine Falte, keinen fremden Zug eingraben können.

„Gnädige Frau, Herr von Scheeven!“ begann der Richter mit ausdrucksloser Stimme. „Das Verfahren gegen Sie braucht nicht eröffnet zu werden oder wird eingestellt. Eine Anklageschrift haben Sie noch nicht erhalten, und sie erübrigt sich jetzt. Der Mörder des Herrn Blankenhorn, dem man übrigens auf der Spur war, ist gestern hier erschienen und hat ein umfassendes Geständnis abgelegt. Es handelt sich um den Privatförster Abrecht Ahlmann aus Swantemühl. Er stellte, einer sehr anständigen Regung nachgebend, sich selbst, um nicht Unschuldige für sein Verbrechen büßen zu lassen. Er gab an, seinen Brotherrn, den Majoratsbesitzer Blankenhorn, in dessen Zimmer erschossen zu haben, und zwar aus Rache dafür, daß Blankenhorn seine, des Ahlmann, Ehefrau vergewaltigt hätte, aus welcher Tat auch ein Kind entsprossen wäre.

Durch einen Zufall hatte er von den Vorbereitungen, die Sie, Herr von Scheeven, selbst für eine Ermordung Blankenhorns trafen, Kenntniss erhalten, indem er Sie an der bewußten Mauerecke bei Ihrer Thätigkeit belauschte. Er nahm auch an, daß Sie selber die Absicht gehabt hätten, Ihren gemeinsamen Brotherrn durch die entstandene Mauerlücke zu erschießen, aber als Sühne für Blankenhorns Untat gegenüber seiner, des Täters, Frau, hielt er es für unerlässlich, die Rache selbst auszuführen. In die Richtigkeit des Bekenntnisses des Ahlmann ist kein Zweifel zu setzen. Seine Erzählung stimmt

mit den bisherigen Ermittlungen vollkommen überein. Seine That wird nach dem Gesetz geahndet werden.

Sie selbst, Herr von Scheeven, stehen schwer mit Schuld beladen vor uns. Es ist nur ein Zufall, daß Sie den bereits von Ihnen gefaßten und sehr genau vorbereiteten Plan nicht ausgeführt haben. Trotzdem bietet das Gesetz keine Handhabe, Sie zu bestrafen, da es bei Ihrer Thätigkeit bei Vorbereitungs- handlungen blieb und es noch nicht zu Versuchshandlungen kam. Sie gehen infolgedessen straffrei aus. Daß dennoch Ihre damaligen Absichten Ihr Gewissen schwer belasten müssen, brauche ich wohl nicht weiter auszuführen. Und dasselbe gilt für Sie, gnädige Frau, die Sie an diesen Plänen Anteil genommen haben, ohne den geringsten Versuch zu ihrer Verhinderung zu machen. Aber auch gegen Sie findet das Gesetz keine Handhabe, da diese Pläne nicht zur Ausführung kamen. Man kann Sie aus diesem Grunde auch nicht dafür bestrafen, daß Sie nach der That Schweigen bewahrten in der ausgesprochenen Absicht, ein verübtes Verbrechen zu verheimlichen. Durch eine Fügung war das Verbrechen, von dem Sie Kennt- nis hatten, nicht ausgeführt worden, oder doch jedenfalls nicht durch die von Ihnen gemutmaßte Person. Aber auch Sie haben, wenn nicht vor dem Buchstaben des Gesetzes, so doch vor Gott und Ihrem Gewissen eine schwere Schuld auf sich geladen.

Das Gericht entläßt Sie beide aus der Strafverfolgung, aber nicht, ohne Sie ernstlich zu verwarnen. Eine Entschädigung für die erlittene Untersuchungshaft, Herr von Scheeven, kommt nicht in Frage, weil das die geringste Sühne war, die Ihr Verhalten nach sich ziehen mußte. Sie sind entlassen."

Der Richter nickte leicht mit dem Kopf. Dorette und Steegen

wagten nicht sich anzusehen. Schließlich ging Dorette als erste zur Tür. Steegen öffnete und ließ sie vorangehen. Sie standen draußen. An dem Treppengeländer lehnte der Sipomann, der ihn hergeführt hatte und wartete. In einer Fensternische des Korridors stand Schwarzer und blickte hinaus. Dorette blieb stehen und sah vor sich hin. Die ein wenig zu kurze Oberlippe lag flaumleicht über den weißen Zähnen. Er mußte daran denken, wie er sie am letzten Abend bei Abercron gesehen hatte, auch damals kühl und ein wenig bleich, unberührt von der schwingenden Hitze des Raums. So stand sie jetzt neben ihm. Das blonde Haar fiel in die Stirn, die fast durchsichtig und wie aus glattem Marmor war. Was würde kommen? Er wußte es nicht. Vier Jahre hatte er auf diese Frau gewartet, und jetzt konnte er sie am Arm fassen und mit ihr die Treppe hinuntergehen. Weshalb zögerte er? Blankenhorn — Abercron! dachte er. Zwei, drei, zehn Sekunden dauerte das Schweigen zwischen ihnen.

Plötzlich hörten sie auf der Treppe Geräusch. Zwei Sipoleute bogen um die Ecke, und zwischen ihnen ging der Förster. Mit jedem Schritt näherte die Gruppe sich ihnen, wurde aus der Tiefe ihnen entgegengetragen, drei Gesichter in einer Reihe, und das mittellste, das wie erstarrt war, sah sie an.

Es war keine Anklage, kein Haß, fast kein Ausdruck in den Augen des Försters. Er sah sie nur an, die tun wollten, was er getan hatte, und die dennoch in ihre Freiheit gehen durften. So fühlte Steegen seinen Blick. Dies war nun „der andre“, an dessen Rätsel er zwei Jahre hindurch gedeutet hatte. So fern war er ihm gewesen in seinem Kreisen um Dorette, seinem eignen Gesetz erliegend, von der eignen Rache getrieben. Und

auf einmal so nah im Schicksal, da er nun sühnen mußte, was Steegen erdacht hatte. Wieviel Schlimmeres hatte Blankenhorn diesem Mann angetan! Das griff in urweltliche Bezirke. Gewalt an der Frau, die dem andern gehörte, Aufzwingen der eignen Brut dem fremden Nest! Und der andre hatte zur Waffe gegriffen wie in uralten Zeiten. Es gab keinen Ausweg: er selbst mußte den tödlichen Schuß abfeuern. Da half keine schlaue Berechnung, da galt nur das blutige Gesetz zwischen Mann und Mann.

Vier, zwei Stufen war er noch zwischen ihnen entfernt, und jetzt war er oben, ging dicht an ihnen vorüber. Drei Augenpaare streiften sich, glitten voneinander fort. Steegen neigte den Kopf. Er empfand die Nötigung, sich tief vor dem Schicksal dieses Mannes zu beugen, der aus eignem Antrieb gekommen war, um ihn zu retten. Er schämte sich, daß er es bei dem kargen Grüßen bewenden ließ. Aber der andre hatte es nicht bemerkt. Er ging schon weiter. Seine Begleiter schoben ihn in das Zimmer des Richters. Einen Augenblick blieb noch seine Schulter in dem grünen Jägertuch hinter dem Türpfosten sichtbar, dann war er verschwunden. Die große Maschine zog ihn in ihr Räderwerk, um sein Leben zu zermahlen. Steegen schauerte zusammen.

Noch immer standen sie da, er und Dorette. Die Frau atmete zwei Schritte neben ihm. Merkte sie, daß ihr eignes Schicksal eben an ihnen vorbeigegangen war? Plötzlich sah sie ihn an, und ihre Augen fragten. Er schauerte zusammen. Hatte sie auch in diesem Augenblick nur sich gefühlt? Sie blickte in sein ernstes Gesicht. Ein Erstaunen ging über ihre Züge. Er sah die Verwandlungen über sie hinfliegen. Und jetzt lächelte sie

und winkte mit der Hand Herrn Schwarzer. Der trat mit ruhigen Schritten näher. Die beiden Herren verbeugten sich. Die Förmlichkeit hatte in dieser Situation etwas Komisches an sich.

„Kommen Sie mit, Herr von Scheeven?“ fragte Dorette.
„Wir wollen frühstücken gehen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe noch meine Sachen zu holen.“ Der Sipomann an dem Treppengeländer richtete sich auf.

„Auf Wiedersehen also!“

Sie reichten sich die Hand. Ganz seltsam lagen ihre Hände ineinander. Als wären Flammen darin, die zurückschlugen. Die Herren verneigten sich nochmals. Er sah die beiden die Treppe hinuntergehen, Dorette schmiegte sich in Herrn Schwarzers Arm, der sie umfaßt hielt. Von unten winkte sie noch einmal hinauf. Er winkte zurück.

Zehn Minuten später trat er aus dem Portal, den kleinen Koffer in der Hand. Was nun? Er mußte Engelke einen Brief schreiben und anfragen, ob er ihn noch haben wollte. In drei Tagen fuhr er dann vielleicht nach Ostpreußen, oder er suchte sich eine Stelle in einem Lattersfall, der fern von Berlin lag. Man durfte nicht wissen, wer er war. Er blieb auf der Straße stehen. Autos, Asphalt, Laternen, dürftige Anlagen. Die Bäume hatten ihre Blätter verloren, das Pflaster glänzte feucht. Die Augen konnten schweifen, die lange Straße hinunter, weit in den Himmel. Er holte tief Atem.

„Mann des Abendfriedens!“ hörte er eine bekannte Stimme rufen. „Wo wollen Sie hin?“

Stüwe winkte mit beiden Armen, und neben ihm standen

Karla und Sabine. Auf dem Damm wartete das Auto. Der Motor bebte. Sie reichten sich ergriffen die Hände. Vielleicht hatten sie ihn mit Lustigkeit überfallen wollen, nun standen sie aber doch alle vier befangen da.

„Die Sache ist die“, fing der Professor an, der sich zuerst faßte. „Sie wohnen für heute und morgen bei Großmutter. Dann müssen Sie für einige Monate zu Ihrem Freund Engelke, mit dem Sabine eine rege Korrespondenz eröffnet hat. Und dann — aber das kannst du ihm sagen, Sabine!“

„Wieso ich?“ rief das junge Mädchen aus, und man merkte an ihrer Stimme, daß bei allen dreien wieder die Freude die Oberhand bekam. „Also gut, um mich nicht zu zieren: Herr von Scheeven, es wird noch einige Monate dauern, bis Swantemühl wieder fest in unsrer Hand ist. Das heißt eigentlich in der Hand von Joachim Blankenhorn, dem noch für zwanzig Jahre unmündigen Majoratsherrn. Für diese zwanzig Jahre brauchen wir einen Vertrauensmann, der das Gut wieder hoch wirtschaftet. Engelke will Sie freilassen, sobald Sie ihm seine Pferdezucht eingerichtet haben. Das verlangt er nun einmal von Ihnen, und es paßt ja auch ganz gut mit der Zeit. Aber dann — nein, das mußt du ihm sagen, Karla!“

Karla hielt sich am Arm ihres Mannes fest und lachte. „Wieso ich? Also kurz: wollen Sie Swantemühl für uns bewirtschaften, Herr — von Scheeven?“

„Falls es Ihnen dort zu einsam sein sollte“, platzte Stüwe dazwischen, „so wären Großmutter und auch Sabine vielleicht unter Umständen bereit, ihren Berliner Wigwam abzubrechen und Ihnen Gesellschaft zu leisten.“

„Davon wüßte ich nichts!“ widersprach Sabine.

„Besonders Großmutter brennt darauf, mit Ihnen wieder dort zu wirtschaften!“ fuhr der Bildhauer fort. „Aber man könnte auch in Swantemühl mit leichter Mühe ein Atelier einrichten. Aber jetzt marsch in den Kasten!“ Er öffnete die Tür des Wagens. „Steegen als Ehrengast muß zuerst hinein. Da helfen keine Flausen! Und dann Karla, weil sie eine verheiratete Frau ist. Sabine und ich bekommen die vorderen und unbequemen Plätze!“

Sie setzten sich, wie Stüwe befohlen. Vor Steegen saß Sabine. Stüwe drehte sich, um weiterzusprechen, während der Fahrt nach rückwärts, den Arm über die Lehne gelegt. „Großmutter behauptet, daß Kohlrouladen Ihr Lieblingsgericht wären, Mann des Abendfriedens. Falls das nicht der Fall sein sollte, tun Sie der alten Dame den Gefallen und essen Sie aus Leibesträften. Sie riskieren allerdings damit, daß Sie dann jedesmal wieder Kohlrouladen bekommen. Und Sabine, du brauchst unserm Ehrengast auch nicht so konstant den Rücken zuzukehren!“

Sabine drehte sich um und wollte Steegen zunicken. Plötzlich sah sie Karlas Gesicht und reichte der Schwester die Hand hinüber. Ihre Hände lagen ineinander. Die Töchter Blankenhorn hatten Tränen in den Augen.

„Sie müssen sich also darüber klarwerden, wie Sie es mit den Kohlrouladen halten wollen, denn es kann Konsequenzen haben“, fuhr er fort. „Und wie ist es mit Swantemühl?“